

«Der Schule ein neues Gesicht geben»

«Die schulische Integration hat ein grosses Entwicklungspotenzial», sagt Michael Eckhart, Leiter des Instituts für Heilpädagogik der PH Bern. Er plädiert dafür, die Chancen der Heterogenität in der Schule zu nutzen: «Im Kern ist das Demokratie und Integration das ständige Streben nach Demokratie.»

Interview: Susanne Schanda – Illustration: Svenja Plaas

Unter Integration versteht man vor allem die Aufhebung von Kleinklassen. In den letzten Jahren sind zahlreiche Kleinklassen in Regelschulen aufgehoben worden.

Parallel ist die Anzahl der Kinder in Sonderschulklassen gestiegen. Was bedeutet dies für die Integration?

Michael Eckhart: In den vergangenen Jahren hat sich die Anzahl Kinder und Jugendliche mit Migrationshintergrund in Sonderschulklassen verdoppelt. Diese Kinder stammen oft aus unteren sozialen Schichten und haben Sprachprobleme, deshalb werden sie häufig in Sonderschulen überwiesen. Aber nicht nur diese, sondern auch Kinder, die mit den vorhandenen Ressourcen in der Volksschule nicht adäquat unterstützt werden können, werden in Sonderschulen überwiesen. Dazu gehören auch Kinder mit geistiger Behinderung.

Wie wirkt sich diese neue Zusammensetzung der Sonderschulklassen auf Kinder mit geistiger Behinderung aus?

Untersuchungen zu dieser Frage gibt es aus dem Regelbereich. Dort gilt, dass die kulturelle Verschiedenheit sich nicht negativ auf Schweizer Kinder auswirkt. Im Sozialverhalten ist mit Vorteilen zu

Bei dieser Vision wird nicht versucht, die Kinder in die Schule einzupassen, sondern die Schule wird auf eine Weise gestaltet, die den verschiedenen Facetten der Kinder gerecht wird.

rechnen. Die gegenseitige Akzeptanz wächst, weil man in heterogenen Klassen gerade lernt, mit Verschiedenheit umzugehen. Was die schulischen Leistungen angeht, können wir sagen, dass Kinder, die durchschnittlich und hochbegabt sind, in heterogenen Klassen nicht weniger leisten. Bezogen auf die Sonderschulen muss aber angenommen werden, dass sich die Verschiedenheit nicht ohne Weiteres positiv auf die Entwicklung der Kinder mit geistiger Behinderung auswirken wird. Insbesondere wenn vermehrt Kinder mit Verhaltensauffälligkeiten in Sonderschulen überwiesen werden. Dann kann es zu einer ungünstigen Konzentration kommen.



«Schule für alle» meint, dass jedes Kind in der Regelschule nach seinen Fähigkeiten individuell gefördert wird. Sonderpädagogik und Regelpädagogik sollten dabei ineinandergreifen.

Warum funktioniert das oft nicht?

Wenn eine Lehrerin als Einzelkämpferin eine ganze Klasse managen soll, klappt das bei einer grossen Verschiedenheit nicht mehr. Diese Idee des Einzelkämpfertums muss überwunden werden. Eine Lehrerin sollte sich in einem multiprofessionellen Team bewegen. Als Teil dieses Teams hat sie Kompetenzen und Stärken, ist aber auch auf andere angewiesen. Bei der schulischen Integration haben zudem die Eltern eine enorm wichtige Bedeutung. Das zeigt schon die



Michael Eckhart,
Institut für Heilpädagogik
der PH Bern.

Kinder sollen miteinander zur Schule gehen. Und zwar in die öffentliche Schule, sie trägt Verantwortung für alle Kinder.

Geschichte: Bisher sind die meisten Integrationsbewegungen von Eltern ausgegangen. Allerdings betrachten zahlreiche Lehrerinnen und Lehrer die Eltern als Bedrohung ihrer Rolle. Das muss verändert werden. Eltern leisten für das Gelingen der Integration einen wichtigen Beitrag. Auf ihr Fachwissen darf nicht verzichtet werden.

Was verstehen Sie unter einem multiprofessionellen Team?

Dazu gehören neben der Lehrperson die Eltern, eine schulische Heilpädagogin/ein schulischer Heilpädagoge, eine Sozialpädagogin/Sozialpädagoge und eine Psychologin/Psychologe sowie weitere Speziallehrkräfte und ebenfalls Assistenzen – also Personen mit unterschiedlichen Kompetenzen, die sich ergänzen und unterstützen. Grosse Verschiedenheit der Kinder verlangt unterschiedliche Kompetenzen. Dies kann nur in grösseren Gruppen realisiert werden. Die Organisation der Schule in Jahrgangsklassen stösst hier an Grenzen. In grösseren Einheiten besteht die Möglichkeit, in Ateliers, in Lerngruppen und Teams zu arbeiten.

Wenn es ein Kind mit geistiger Behinderung überhaupt in die Regelklasse schafft, ist es dort oft das Einzige. Wäre es besser, wenn jeweils zwei, drei oder vier behinderte Kinder zusammen in eine Regelklasse aufgenommen würden?

Einzelsituationen sind oft problematisch, weil es dadurch zu einer Exotisierung kommen kann. Das kann zwar interessant sein, es kann aber auch stigmatisieren und das Kind ausschliessen, weil es dann eben ein Einzelfall ist. Wenn Integrationen von Kindern mit unterschiedlichen Voraussetzungen normal werden, so wird es in den

Klassen auch eher normal, dass man verschieden ist. Das soll nicht heissen, dass Kinder mit Behinderungen sich nicht in Gruppen und Peers identifizieren können. Sie tun dies aber nicht in einem künstlich geschaffenen Schonraum. Im Grundsatz geht es darum, die Chancen der Heterogenität zu nutzen. Es ist die Chance, der Schule ein neues Gesicht zu geben, und die Verschiedenheit nicht als ein zu überwindendes Übel zu betrachten.

Sollten sich Eltern stärker in der Schule engagieren?

Dazu möchte ich sie stark ermuntern. Allerdings ist es für Eltern oft frustrierend, wenn sie nicht angehört oder wenn ihre Vorschläge nicht angenommen werden. Das braucht sehr viel Kraft und bringt manche Eltern dazu, die Integration aufzugeben und ihr Kind in einer Sonderschule zu platzieren. Die Integration steht am Anfang. Es besteht noch viel Entwicklungspotenzial.

Wie kann man die Regelklassen an die Bedürfnisse von Kindern mit kognitiver Beeinträchtigung anpassen?

Kinder mit geistiger Behinderung sind auch keine homogene Gruppe. Also geht es darum, jeweils die individuellen Bedürfnisse zu erfassen und dann die Anpassungen vorzunehmen, die machbar sind und die Interessen der übrigen Schülerinnen und Schüler ebenfalls zu wahren. Man müsste Kurse und Angebote schaffen, die diese Verhärtungen zwischen Schule, Lehrpersonen und Eltern auflösen und zu einem echten Dialog führen, etwa mit gemeinsamen Workshops und Tandems. Daran wollen wir jetzt zusammen mit insieme arbeiten. Hier sehe ich eine grosse Chance: dass alle voneinander lernen. Das wurde bisher zu wenig versucht.

Wie sieht Ihre Vision einer integrationsfähigen Schule aus?

Bei dieser Vision wird nicht versucht, die Kinder in die Schule einzupassen, sondern die Schule wird auf eine Weise gestaltet, die den verschiedenen Facetten der Kinder gerecht wird. Dabei geht es nicht nur um kognitive Beeinträchtigung. Eine gerechtere Schule darf nicht Gruppen und Grenzen bilden und Kinder systematisch ausschliessen. Heute trennt man Mädchen und Knaben auch nicht mehr. Das war früher anders. Diese Entwicklungen mussten ebenfalls erkämpft werden. Die Widerstände waren gross. Aber heute wird nicht mehr bestritten: Koedukation ist ein wichtiger Weg. Kinder sollen miteinander zur Schule gehen. Und zwar in die öffentliche Schule, sie trägt Verantwortung für alle Kinder. Das ist der eigentliche Auftrag der Schule in einer demokratischen Gesellschaft: dass Kinder gleichberechtigt miteinander in die Schule gehen dürfen. Diese Gleichberechtigung wurzelt in der Anerkennung der Verschiedenheit. Auch bei extremer Verschiedenheit. Im Kern ist das Demokratie und Integration das ständige Streben nach Demokratie. ●



Zwei Kinder – zwei Wege der Integration

Zwei Familien aus dem Kanton Genf berichten von völlig unterschiedlichen Erfahrungen mit der schulischen Integration ihrer Kinder. Integration ist zwar möglich, aber noch gibt es zahlreiche Hindernisse.

Text: France Santi – Illustration: Svenja Plaas

Alexis ist bald 15 und im zehnten Schuljahr der Regelschule in Genf. Der junge Mann mit Trisomie 21 weiss noch nicht, wie es für ihn danach weitergeht. Wird er ein elftes Schuljahr absolvieren, um seine Kompetenzen noch zu verstärken? Oder wird er in eine sonderpädagogische Struktur eintreten, bevor er mit einer Berufsausbildung beginnt? «Noch ist nichts entschieden. Wir haben noch viel miteinander zu besprechen. Im Moment ist Alexis für alle Varianten offen. Und wir auch», sagt Philippe Bavarel, der Vater von Alexis.

Eine mühelose Integration

Was die kommenden Etappen auf dem Ausbildungsweg von Alexis betrifft, ist sein Vater zuversichtlich. Denn bisher ist die schulische Integration des Jugendlichen erfolgreich verlaufen. Tatsächlich hat Alexis seine ganze Schulzeit in der Regelschule absolviert, ohne zu stolpern. «Es ist alles wie selbstverständlich abgelaufen», sagt Philippe Bavarel. Sie hätten allerdings von günstigen Voraussetzungen profitiert, betont er: «Alexis hat einen Bruder und eine Schwester, die beide älter sind als er. Daher war unsere Familie im Kindergarten bereits bekannt, als wir ankündigten, dass unser drittes Kind

«Wenn wir als Eltern zu viele Forderungen stellen, riskieren wir, dass die andere Seite abblockt. Wir müssen ein gutes Gleichgewicht finden.»

behindert ist. Die Verantwortlichen haben uns sofort versichert, dass wir uns keine Sorgen machen sollten und dass sie Alexis selbstverständlich willkommen heissen.»

Auch der Übergang in die Grundschule ist mühelos verlaufen. Auch hier hat die Familie von ihrer Verankerung im Quartier profitiert. Ausserdem ist Alexis' Mutter Lehrerin. «Das hat es den Kollegen bestimmt erleichtert, den Knaben in der Schule aufzunehmen.» Aber dass alles so gut verlaufen ist, verdankt sich auch der Tatsache, dass die Behörde, die in Genf für die Sonderschulung zuständig ist (Office médico-pédagogique), mitgespielt und akzeptiert hat, dass Alexis den grössten Teil seiner Schulzeit in der Regelschule absolviert.

Zusätzliche Unterstützung

Abgesehen von einigen Anpassungen im Stundenplan – damit Alexis seine logopädischen Behandlungen machen und Stützkurse im sonderpädagogischen Zentrum besuchen konnte – hat er im Wesent-

lichen das gleiche Programm absolviert wie die anderen Schülerinnen und Schüler. Im laufenden Schuljahr wurde sein Programm in Deutsch und Mathematik etwas vereinfacht. Parallel nimmt der junge Mann bis heute Massnahmen der Sonderschulung in Anspruch. In der Primarschule kam eine Sonderschullehrerin in seine Klasse. Jetzt, in der Sekundarschule, steht jede Woche für einen halben Tag eine Sonderschullehrerin zur Verfügung. Sie bietet Alexis individuelle Unterstützung oder arbeitet mit den Lehrkräften an Anpassungen des Lehrstoffs und an Auswertungen des Unterrichts. Diese Arbeit ist unverzichtbar, denn mit den Jahren hat sich die Kluft zwischen Alexis und den anderen Schülerinnen und Schülern vergrössert und die Lernziele unterscheiden sich mehr und mehr. Allerdings bleiben die behandelten Themen die gleichen.

Das Gleichgewicht halten

Natürlich war nicht immer alles einfach. Manchmal gab es auch Zerwürfnisse. Etwa über die Stundenpläne, die Sonderaktivitäten, ja sogar über die Qualität der für Alexis vorgeschlagenen Adaptationen. Erst kürzlich hat Philippe Bavarel seinen Sohn vor einer Geschichtsaufgabe gesehen, die nicht genügend an seine Lernbedingungen angepasst war. Er hätte bei der Schule anrufen sollen. Aber er hat sich entschieden, die Sache laufen zu lassen und bis zum nächsten Treffen mit der Sonderpädagogin zu warten, um erst dann darüber zu sprechen. Das entspricht eher seiner Art. Es sei eine Frage der Strategie, wie er sagt. «Wenn wir als Eltern zu viele Forderungen stellen, riskieren wir, dass die andere Seite abblockt.

«Anfangs sagte man uns, alles sei möglich. Doch dann wurde auf ein Mal entschieden, dass Sacha nur zu 50% integriert werden soll.»

Wir müssen ein gutes Gleichgewicht finden. Das ist eine schwierige Aufgabe, die verlangt, dass man entschlossen ist, klar sagt, was Sache ist, und dann auch wieder mal Ballast abwirft.»

Eine schwierige Teil-Integration

Barbara Fouquet-Chauprade kennt die Schwierigkeit, ein gutes Gleichgewicht zu finden, aus eigener Erfahrung. Die Mutter von Sacha hätte gern gesehen, wenn ihr Sohn auf die gleiche Weise integriert worden wäre wie Alexis. Obwohl die beiden Kinder das gleiche Syndrom haben – Trisomie 21 –, unterscheiden sich ihre

schulischen Laufbahnen fundamental. Für Sacha, der heute neun ist, hat die Integration nur gerade drei Jahre gedauert. Seit dem Schuljahresbeginn 2014 besucht er eine Sonderklasse für behinderte Kinder in der Regelschule.

Sacha war zweieinhalb Jahre alt, als er mit seiner Familie von Bordeaux in die Schweiz kam. In der Kinderkrippe der Universität, wo seine Mutter arbeitet, ging alles gut. Beim Übergang in die Grundschule wurde es bereits kompliziert. «Anfangs sagte man uns, alles sei möglich. Doch dann wurde auf ein Mal entschieden, dass Sacha nur zu 50% integriert werden soll.» Vor diese Tatsache gestellt, hat die Mutter eingewilligt, in der Hoffnung, dass Sacha im Verlauf der Zeit immer seltener ins Sonderschulzentrum und mehr in die Regelschule gehen würde.

Und die Schulziele?

Aber die vorgeschlagene Art der schulischen Integration entspricht ihren Erwartungen nicht. Sie findet, dass es nicht genügend Ausbildungen gibt und dass diese ausserdem zu wenig spezifisch sind. «Das Ziel dabei war eher die soziale Integration, dagegen wurde das schulische Element vernachlässigt. So wurde etwa entschieden, dass Sacha morgens in die Regelschule und nachmittags ins sonderpädagogische Zentrum gehen soll, ohne auf den Stundenplan Rücksicht zu nehmen. So kam es, dass Sacha ein ganzes Jahr lang keinen Mathematikunterricht hatte. Und niemand merkte es», sagt Barbara Fouquet-Chauprade. Sie findet, dass die beiden Universen, der Sonderbereich und der Regelbereich, schlecht aufeinander abgestimmt seien. «Was Sacha im sonderpädagogischen Zentrum machte, hatte nichts zu tun mit dem Programm in der Regelschule und umgekehrt.»

So wurde die schulische Integration ihres Sohnes für die Mutter bald eine Art Kampf. Beim sonderpädagogischen Zentrum kämpfte sie dafür, neue schulische Kriterien einzuführen. Bei der Regelschule kämpfte sie gegen den Mangel an Relevanz bei der Anpassung der Übungen. «Durch die fortgesetzte Vereinfachung verloren manche Aufgaben ihren Sinn. Ausserdem habe ich festgestellt, dass Sacha in manchen Fächern drei Jahre lang immer die gleichen Aufgaben erhielt. Als ob er während dieser Jahre keinen Fortschritt gemacht hätte», sagt sie.

Das war für Sachas Mutter umso mehr zum Verzweifeln, als in ihren Augen Integration ihrem Sohn nicht nur ermöglichen sollte, mit Gleichaltrigen zusammen zu sein, die Lebensweise und Interessen mit ihnen zu teilen, sondern vor allem auch, um Kultur-Kompetenzen zu erlangen. «Es ist wesentlich, dass Sacha schreiben und rechnen lernt. Das ist wichtig für seine Autonomie, für seine Zukunft, besonders für die berufliche», sagt Barbara Fouquet-Chauprade.

Sie suchte nach Alternativen. Seit dem zweiten Jahr platzierte sie Sacha freitags in einem Zentrum für kognitive Therapien. Ausserhalb des öffentlichen Schulsystems kontaktierte sie auch Privatschu-

len. Sie überlegte sich sogar, ihren Sohn zuhause zu unterrichten. Aber nichts konkretisierte sich. Schliesslich gab sie auf: Seit dem Schuljahresbeginn 2014 besucht Sacha zusammen mit fünf anderen behinderten Kindern eine Sonderklasse.

Die Mutter betont, dass die Lehrerin sehr gut ist. In dieser Klasse hat Sacha merkbare Fortschritte gemacht, besonders in Mathematik. Aber für die Familie bleibt diese Lösung eine Niederlage. «Für mich bedeutet eine Sonderklasse nicht Integration. Diese Klasse funktioniert eher als eigene, abgekapselte Welt. Sacha teilt nur einige wenige Aktivitäten mit anderen Klassen», sagt Barbara Fouquet-Chauprade.

«Im Moment sind Regelschule und Sonderschule zwei getrennte Welten. Sie sollten sich aber gegenseitig unterstützen. Es geht um eine Neudefinition der Schule.»

Vision einer integrativen Schule

Philippe Bavarel, der Vater von Alexis, sieht dies ebenso: «Integrierte Klassen bieten zumindest eine geografische Integration. Aber das ist noch lange keine Inklusion.» Seiner Ansicht nach entspricht dies nicht der Idee der Inklusion, wie sie im Genfer Gesetz über die schulische Integration von Kindern und Jugendlichen festgehalten ist, das 2010 beschlossen wurde. «Dieses Gesetz fordert, dass integrative Lösungen bevorzugt werden sollen und dass jedes Kind einen Platz in der öffentlichen Schule hat», sagt er.

Er ist der Meinung, dass man die Beziehung zwischen der Regelschule und der Sonderschule verstärken sollte: «Im Moment sind das zwei getrennte Welten. Sie zusammenzuführen erfordert eine wahre Revolution. Es geht um eine Neudefinition der Schule.»

Barbara Fouquet-Chauprade, die Mutter von Sacha, schliesst sich seiner Meinung an. Wenn die Sonderlehrkräfte dafür verantwortlich wären, die Lehrpersonen der Regelschule zu unterstützen und wenn es eine echte Ausbildung für die Anpassung der Übungen und Ziele gäbe, dann wären die Fortschritte, die Sacha in der Sonderklasse macht, auch in einer inklusiven Umgebung möglich. Dann wäre die Laufbahn von Alexis nicht mehr die Ausnahme. «Wir müssen uns bewusst sein, dass eine solche Integration selten ist. In den meisten Fällen ist die Integration problematisch», sagt Barbara Fouquet-Chauprade.* Diese Ausgangslage zu verändern braucht Zeit. «Das dauert sicher eine Generation», schliesst Philippe Bavarel. ●

*Barbara Fouquet-Chauprade kennt die Problematik. Sie ist Lehrbeauftragte der Pädagogik an der Universität Genf und leitet eine Studie zur schulischen Integration in Genf. Ein erster Bericht darüber sollte insieme Genève diesen Sommer zur Verfügung stehen.